

## Vorwort

# Originaldokument © Verlag C.H.Beck

«*Der Mensch ist, was er liest.*»

Ulrich Erckenbrecht (1991)

*Verrückt* gilt selbst als ein häßliches Wort – zumindest heute. Früher, im Mittelhochdeutschen, hat ihm der üble Sinn ganz und gar nicht innegewohnt. «Schweigt», spricht Hagen im Nibelungenliede zum Waffengenossen Volker angesichts der hunnischen Meuchelmörder,

ê si vnser werden innen so wirt hie helmevaz<sup>1</sup>  
verruchet mit den swerten von vnser zweier hant.

«Aus seiner ursprünglichen Ordnung gerückt» – das ist die erste Bedeutung des Wortes *ver-rückt*. In diesem Sinne können noch heute jederzeit Gegenstände unseres Hauses verrückt werden. Nicht erst die Protagonisten der modernen kognitiven Linguistik mußten uns mit der Erkenntnis beglücken, die Franz Söhns schon im Jahre 1911 in seinem Buch «*Wort und Sinn*» vermittelt hat:

Wie aber kam man dazu, das Wort auf das Hirn zu übertragen? Daß man schon seit alters den menschlichen Körper gern mit einem Hause (Behausung der Seele) verglich, beweisen Redensarten wie *altes Haus*, *aus dem Häuschen sein*, *außer sich sein*, *in sich gehen* hinreichend.<sup>2</sup> Sein oberster Teil wurde naturgemäß sein Obergeschoß, in dem sich das «Oberstübchen» befindet, und wie in der Stube des Hauses, konnte natürlich nun auch in diesem Oberstübchen mancherlei aus seiner ursprünglich richtigen und vernunftgemäßen Anordnung herausgebracht, verschoben<sup>3</sup>, *verrückt sein*, so daß es fortan nicht mehr «richtig» darin war.<sup>4</sup> (...) Goethes Faust will im zweiten Teil «*mit verrückten Sinnen*» Helena sich gewinnen. (...) Von hier aus bis zur völligen Übertragung auf den Geist, zum «Verrücktsein im Sinne» (Fischart) konnte (...) nur ein kleiner Schritt sein. Goethes Wort im Faust: «Mein armer Kopf ist mir *verrückt*» steht hart auf der Grenze. (Ibid, S. 65)

Wer mein Buch *«Lauter blühender Unsinn»* zur Hand nahm, sollte dazu angeregt werden, sich gelegentlich erstaunt und neugierig zu fragen: «Was reden wir uns eigentlich den ganzen Tag zusammen, wenn wir so reden, wie wir reden?»

Mit dem vorliegenden Buch über die «verrücktesten Wörter im Deutschen» schlage ich vor, gelegentlich kritisch innezuhalten, wenn die täglichen Meldungen aus den Medien auf unseren Tisch oder den Bildschirm niederprasseln, und zu überlegen: «Was hören und lesen wir eigentlich den ganzen Tag?» Anders gefragt: «Was schreiben manche Politiker und Journalisten in ihrer Hast, aber selbst Wörterbuchredakteure in ihrer unterstellten Wohlausgewogenheit gelegentlich zusammen, wenn sie so schreiben, wie sie schreiben?»

Es geht mir also weniger um besonders ausgefallene oder etymologisch nicht erklärbare Wörter, auch nicht um Worterfindungen (wie *Abecetisierung* oder *Ideesamkeit*), sondern um einen Sprachgebrauch, der sich im ursprünglichen Sinne des Wortes *verrückt* darstellt, weil er – aus welchen Gründen auch immer – der Situation unangemessen ist.<sup>5</sup>

Drei der auf den Folgeseiten behandelten Beispiele seien vorab kurz angesprochen:

(1) Da sagt der Berliner Konzertveranstalter Peter Schwenkow, den der CDU-Spitzenkandidat Friedbert Pflüger zur Übernahme des Wahlkreises Grunewald-Halensee überredet hatte, über Pflüger, um dessen Fleiß hervorzuheben: «Der arbeitet wie ein *Kümmeltürke*». Als Sabine Höher, Kolumnistin der *«Welt am Sonntag»* dies am 14. Mai 2006 vorsichtig «als politisch wenig korrekt» rügte, wollte Schwenkow dies nicht auf sich sitzen lassen und berief sich darauf, der Ausdruck *«Kümmeltürke»* entstamme der Studentensprache des 18. Jahrhunderts. Das ist zwar aus historischer Sicht nicht falsch – wie ich auf den Seiten 28–40 erläutere. Doch die vermeintlich entschuldigenden Ausführungen gehen am Thema völlig vorbei, denn heute ist diese Bedeutung semantisch eben zu einer inakzeptablen ethnischen Beschimpfung *verrückt*. Wiglaf Droste<sup>6</sup> hat also völlig Recht mit seinem Urteil:

Das Wort «Kümmeltürke» ist tatsächlich vom Aussterben bedroht. Kein denkender Mensch will es mehr in den Mund nehmen, seit es zu einer abwertenden, beleidigenden Vokabel herabgesunken ist. Dabei ist «Kümmeltürke» ursprünglich eine

harmlos-flapsige Bezeichnung für einen Studenten aus der Umgebung von Halle an der Saale (...). Man muß sich nur vorstellen, wie ein rechtsgerichteter Hallenser Student, der vielleicht auch noch einer sogar schlagenden Verbindung angehört, sich mit der zufälligen Tatsache seines Deutscheins aufblähen möchte und deshalb Türken in schmähernder Absicht als «Kümmeltürken» bezeichnet. Dieses deutsche Nationalwürstchen, das man auch als Nitritgöbelsalz bezeichnen könnte, ahnt es nicht einmal – aber wenn es «Kümmeltürke» sagt, spricht es anschließend über sich selbst. So schön ist die Sprache. Sie braucht keine Aufpasser und keinen Blockwart. Man muß sie lieben und ihr auf den Grund gehen, dann erfährt man alles.

Übrigens halte ich es für mindestens ebenso bedenklich, wenn ein ehemaliger Bundesverfassungsrichter äußert: «So wie es sich mir (...) heute darstellt, ist die Vertrauensfrage *getürkt*.» Auch darauf gehe ich auf den Seiten 41 ff. ein.

Um den Wörtern auf den Grund zu gehen, wozu Wiglaf Droste anregt, darf man natürlich – und die Einsicht fehlt offenbar manchem Konzertveranstalter und Politiker – nicht nur reden, sondern muß gelegentlich auch lesen. Günter Kunert<sup>7</sup> hat es in einem seiner Gedichte 1979 so treffend formuliert:

Bücherlesen ist vonnöten,  
soll Euch nicht die Dummheit töten:  
Wer nicht gerne Bücher liest,  
ist für mich ein blödes Biest!

(2) In der angesehenen «*Berliner Zeitung*» stieß ich auf zwei Beispiele eines unbedachten Sprachgebrauchs: «So viel Selbstanklage war dann sogar der versammelten *Journalle* zu viel» und «In Bonn sei es zwischen Politikern und *Journalle* zivilisierter zugegangen». Man bedenke: Das Wort *Journalle* wurde – zumal bei Karl Kraus – für «Hetzjournalismus» gebraucht, später von der einschlägigen Presse des NS-Regimes unter anderen Vorzeichen aufs Übelste mißbraucht. Es sollte auf keinen Fall in nachlässiger, aber *verrückter* Weise als Kollektivbegriff synonym für «alle (anwesenden) Pressevertreter» benutzt werden.

(3) Dem zur «Verlagsgruppe Darmstädter Echo» gehörenden «*Echo Online*» konnte ich kürzlich folgende tagesaktuelle Information aus Südhessen entnehmen:

Nicht nur, daß es wieder mal *höchste Eisenbahn* war für viel Sonne (42 Stunden von Samstag bis Montag) und sommerliche Wärme (bis 30,3 Grad am Montag). Klare Luft und zwei laue Abende luden auch dazu ein, einer in schweren Momenten gern gehörten Aufforderung – «Kopf hoch!» – zu folgen.

Hier ist der metaphorische Sprachgebrauch in *verrückter* Weise überstrapaziert worden, kontextuell sozusagen aus dem Gleis gesprungen. Allerdings ist die Wendung interessant genug, so daß man augenzwinkernd sagen könnte: *es ist höchste Eisenbahn*, ihrer Herkunft einmal nachzuspüren – und das geschieht auf den Seiten 81–90.

Es dürfte deutlich geworden sein, daß es mir nicht um das von Wiglaf Droste kürzlich zu Recht angeprangerte «gleichermaßen uninspirierte wie vorhersehbare Auswahlen von gemeinem Allersweltsvokabular zu <Wörtern> bzw. <Unwörtern des Jahres>»<sup>8</sup> geht, auch nicht um die Pflege angeblich bedrohter Sprache und Sorge um aussterbende Wörter, wie sie derzeit einige Autoren mit großem publizistischen Aufwand betreiben.

Ich ziele auf das Hintergründige von Wörtern und Phrasen, darauf, daß sie in ihrem historischen Verlauf oft semantisch verrückt und in einer früheren Bedeutung nicht mehr erkennbar sind, und daß sie zuweilen – wie beim Beispiel vom «Kümmeltürken» – auch nicht mehr verwendet werden sollten.

Sprache lebt und blüht durch ihren Wandel. Ijoma Mangold hat diese Erkenntnis unter dem Titel «*Auf den Mund gefallen*» im August 2007 in einem luziden Artikel in der «*Süddeutschen Zeitung*» auf den Punkt gebracht: «Jede Lebensform bringt nicht nur bestimmte Rollenmuster hervor, sondern damit zugleich ein weites Repertoire an standardisierten Ausdrucksweisen, Redeformen und Phrasen.»<sup>9</sup>

Vergleichbares gilt für die Ausdrucksformen der Kunst. Matthias Heine schrieb im September 2007 in einem feinsinnigen Beitrag («*Ein Gesicht ist verstummt*») anlässlich des Todes von Marcel Marceau in der Tageszeitung «*Die Welt*»: «Vielleicht wird die Pantomime nur überleben können, wenn einer kommt, der sie vollständig neu erfindet. Jemand, der nicht mehr romantisch sein will, sondern cool. Der Breakdance ist der Pantomime ja eng verwandt.»<sup>10</sup>

Um Sprachwandel in seinen vielfältigen Ausprägungen zu erkennen, reicht es oft nicht, in ein gewöhnliches Wörterbuch zu

blicken – gefordert sind kulturgeschichtliche Kenntnisse. Die erwirbt man unter anderem durch die von Günter Kunert eingeforderte Lesebereitschaft, zu der auch ich anregen möchte.

«Wie der Medienmensch spricht, so denkt er auch, und das gibt zu denken»,<sup>11</sup> folgerte Wiglaf Droste in einer Glosse des MDR. Diesem Gedanken nachhängend, habe ich in den folgenden Kapiteln einige Fragen aufgeworfen:

Wer hat das Wort *europamüde* geprägt? Sollte man den Eintrag *türken* (im Sinne von «fälschen») aus den Wörterbüchern streichen? Seit wann gibt es den Begriff «*Die oberen Zehntausend*»? Warum heißt in Österreich jemand, der bei allen gesellschaftlichen Anlässen eingeladen wird, *Adabei*? Weshalb schreibt die «*FAZ*» vom Ende des «*Bundesliga-Schlaraffenlands*»? Welcher ausländische Tourist, der nicht hundertprozentig Deutsch spricht, versteht in der Tageszeitung «*Die Welt*» den Satz «*Designer müssen bis in die Puppen arbeiten*»? Werden die vielzitierten *Jubeljahre* bei zufällig anfallenden Anlässen oder in festgelegten Zeitabständen gefeiert? Was bedeutet es, wenn Politikabarettisten Angela Merkel als «*Zuckerpuppe aus der Schwarzgeldtruppe*» *verhohnepiepeln*? Inwiefern hängt der «*Kladderadatsch*» mit dem *Treppenwitz* zusammen? Warum ist für die «*Berliner Zeitung*» die «*Fledermaus*» *höherer Blödsinn*? Welche abenteuerlichen Spekulationen sind über die Herkunft des Wortes *Eifersucht* angestellt worden? Warum amüsieren sich einige und entrüsten sich andere Leser, wenn sie in der «*Bild*»-Zeitung lesen: «*Da sterben die Leute an Aids, weil sie zu viel schnackseln.*» Wie kommt eine Bürgerschaftsabgeordnete zur Aussage: «*Der SPD geht der Allerwerteste auf Grundeis*»? In welchem Kontext spricht «*Die Welt*» im Jahre 2000 von einem *Hansdampf-in-allen-Sackgassen*? Werden in den Printmedien die Bezeichnungen *Geizkragen* und *Geizhals* synonym benutzt? Warum nannte «*Focus-Online*» Silvio Berlusconi 2006 in einem Artikel «*Sänger, Playboy, Möbelerücker*»? Warum erklärt Angela Merkel, sie sei «*ein Stück stolz*», aber «*ein Stückweit fassungslos*»? Ist das Wort *hunzen* ebenso gebildet worden wie *duzen*? Warum nennt «*Spiegel Online*» den Politiker Hans Apel ein *Lästermaul*? Wieso hört man im Parlament so oft den Satz: «*Ich verbitte mir diesen Ton*»? Überrascht es uns, daß «*Die Zeit*» schreibt: «*Kohldampf macht auch knallharte Onliner weich*»? Was bedeutet die englische Wendung «*to be the toast of the town*»? Nennt man die nachrichtenarme Zeit auch in

anderen Ländern «*Sauregurkenzeit*»? Was verbirgt sich hinter der Meldung im «*Tagesspiegel*»: «*Das Ei des Columbus in der Bettenbranche*»?

Es zeigt sich: Gerade bei unspektakulären Wörtern und Wendungen lohnt es sich manchmal, ihrer Entstehung nachzugehen, z. B. beim Spruch «*Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts*», den man gar nicht selten in Zeitungen liest:

Aber es wäre feige gewesen, wenn ich einfach geschwiegen hätte, nach dem Motto: *Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.*  
(*Süddeutsche Zeitung 2001*)

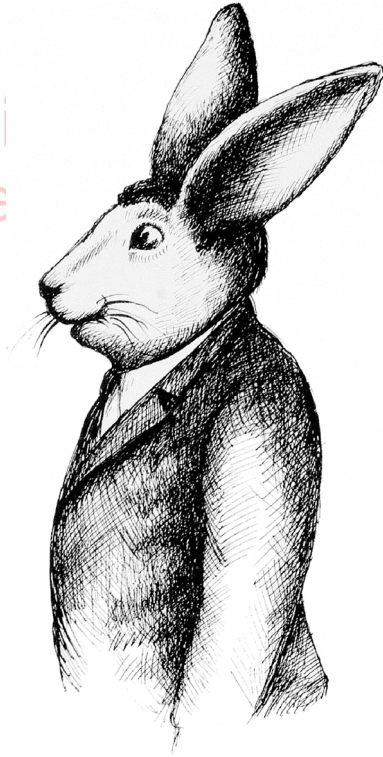
Schon als Verkehrssenator verfuhr er nach dem Motto «*Mein Name ist Hase*».  
(*taz 1997*)

«Journalisten haben den Ehrgeiz» – so schrieb Hans Weigel – «auf der Höhe ihrer Zeit zu sein. Schnappen sie eine Vokabel oder eine Redensart auf, die sie nicht kennen, genießen sie sich zunächst, dann aber fügen sie sie beflissen ihrem Vokabular ein. Der Hörer und Leser wieder neigt dazu, als Vorbild und Richtschnur zu nehmen, was er von Journalisten zu hören und zu lesen bekommt. So kommt das junge Wort zu aller Welt.»<sup>12</sup>

Das zitierte Diktum vom Hasen ist freilich nicht jung, sondern älteren Datums, gleichwohl auch bei jüngeren Schreibern sehr beliebt. So wählte *Spiegel Online* am 9. Januar 2008 für seine Gerichtsreportage zur Zeugenvernehmung des VW-Patriarchen im sogenannten «Lustreisen-Prozeß» die Überschrift: «Mein Name ist Piëch, ich weiß von nichts!» Doch auch hier reicht es nicht, sich bei der Frage nach der Wortherkunft des Schlagergeträllers von Chris Roberts aus dem Jahre 1971 zu erinnern:

Unter blühenden Bäumen, im schönen weichen Moos  
lagen wir zwei in der Sonne, dein Kopf auf meinem Schoß.  
Wir waren verliebt bis unter die Haut,  
da raschelt es laut,  
und vor uns zwei  
steht staunend ein Hase und sagt: O verzeih!  
Mein Name ist Hase,  
ich weiß von nichts!

Original  
© Ve



Ist hier was geschehen?  
Ich hab nichts gesehen!  
Nur Gras und Klee  
und im Winter viel Schnee.  
Mein Name ist Hase,  
ich weiß nicht Bescheid.  
Jeden Tag, wenn du frei warst, dann fahren wir hinaus,  
ein Stückchen von der Wiese, das war dann unser Haus.  
Wir träumten und schliefen zusammen dann ein,  
wir waren allein, nur in dem Baum  
sang leise der Wind: Ihr könnt auf mich bau'n!  
Mein Name ist Hase ...  
Wo wir beide uns liebten, liegt heute nur noch Stroh.  
Ich geh den Weg alleine, wo bist du, sag mir wo?  
Ich klage die Welt an und schrei durch die Nacht,  
was habt ihr gemacht?  
Wo ist mein Glück?  
Aber es kommt nur ein Echo zurück:  
Mein Name ist Hase...

Diese geläufige Redewendung hat einen äußerst kuriosen Ursprung:

Im Jahre 1854 war dem Jurastudenten Karl Victor von Hase, wie dessen Bruder Karl Alfred von Hase 1898 in *«Unsere Hauschronik»*<sup>13</sup> berichtet, folgendes widerfahren:

Ende des vorigen Semesters hatte er einem fremden Studenten einen Dienst erwiesen, der ihn selbst in eine mißliche Lage bringen konnte. Dieser hatte das Unglück gehabt, im Duell einen andern zu erschießen, war auf der Flucht nach Heidelberg gekommen, von wo er in Straßburg über die französische Grenze und dann bei der Fremdenlegion sich anwerben lassen wollte. Dazu aber brauchte er einen Paß oder sonst ein Legitimationspapier. Dieser Student wandte sich an Victor um Zuflucht und Hilfe. Nun war jeder Mißbrauch der Studenten-Legitimationskarte streng verboten; aber das ließ sich nicht verbieten, die Karte zu verlieren. Victor verlor sie, jener fand sie, kam glücklich über die Grenze und ließ dann die Karte wieder fallen. Sie wurde gefunden und als verdächtig dem Universitätsgericht übersandt. Zur Untersuchung gezogen äußerte sich der junge Jurist sofort: «Mein Name ist Hase, ich verneine die Generalfragen, ich weiß von nichts.» Aus dieser Aussage, die damals in Heidelberg rasch bekannt wurde, und bald die Runde durch deutsche Universitäten machte, ist mit Weglassung des juristischen Charakters die bekannte unverständliche Redensart geworden: «Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.» Die Sache hatte für ihn keine üble Folge. Er schreibt darüber, nachdem er inzwischen die Osterferien in Jena zugebracht hatte und nach Heidelberg zurückgekehrt war: «Meine Legitimationskarte habe ich ohne alle Fährlichkeit wieder bekommen, nicht einmal, daß ein Protokoll aufgenommen worden wäre. Ich wurde dem Universitätsrichter gleich als «der Herr aus der französischen Fremdenlegion» vorgestellt.» Dem Freund Wedekind meldete er am 8. Mai: «Pseudo-Hase ist glücklich in der Fremdenlegion – und ich bin hier.»

Man schmunzelt über Hans Weigels Vermerk, jede Epoche behauptete, daß «derzeit» die Sprache so gefährdet und von Zersetzung bedroht sei wie nie zuvor. Er nannte verschiedene mögliche Ursachen, darunter auch diese: «Der Journalismus ist schuld, der geschriebene Journalismus und der gesprochene des Radios und des Fernsehens.» In seinem Resümee hat er diese Begründung verworfen – mit einer Argumentation, der ich mich anschließen kann:



«Nein, der Journalismus ist nicht schuld. Er ist nicht Ursache, nur Anlaß. Die Journalisten der Presse und der drahtlosen Anstalten sind nicht die Erreger, nur die Bezillenträger.»<sup>14</sup>

Dabei gilt in jedem Fall auch das ältere Wort der bayerischen Autorin Mechtilde Lichnowsky (1879–1958), der «verehrten Fürstin», mit der Karl Kraus korrespondierte: «Bösen Dingen begegnet man besser nicht mit dem freundlichen Hausiererlächeln des professionellen Heilbringers, auch nicht mit dem konventionellen Handgriff des Pflegepersonals, der darin besteht, daß dem Sprach-Kranken, der auf eingebildeten Lorbeeren ruht, Polster oder Plumeau ab und zu blöd-euphorisch aufgeplustert werden.»<sup>15</sup>

Mögen die nachfolgenden Seiten die sprachlichen Abwehrkräfte der Leserinnen und Leser stärken, denn: *Die ganze welt schteht of der schpiz zung*<sup>16</sup> – jiddische Spruchweisheit.

Hamburg, im Januar 2008

Christoph Gutknecht